

# Vaterbild und Vaterwort im Wandel der Zeit [Fortsetzung]

Autor(en): **Stucki, Helene**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **80 (1971)**

Heft 2

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974491>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Vaterbild und Vaterwort im Wandel der Zeit

2. Teil

Dr. Helene Stucki

den, dass unnötiges Personal geschickt wird, sonst bricht die Hilfsaktion zusammen.

In der Nacht zum Sonntag, eine Woche später, landen wir in Basel. Am gleichen Tag findet im Zentralsekretariat die erste Sitzung statt. Unsere weiteren Pläne werden besprochen:

Wir senden noch die wichtigsten zusätzlichen Hilfsgüter, die wir sofort zur Verfügung haben. Die Pakistan International Airlines nimmt sie gratis mit. Wir halten Ausschau nach weiteren, dringend benötigten Materialien: Wir wissen jetzt ganz genau, was gebraucht wird und was nicht. Wir treten mit der Liga der Rotkreuzgesellschaften in Kontakt. Wir bieten an, an einem antiepidemischen, präventivmedizinischen Einsatz teilzunehmen. Impfstoffe können wir auch liefern. Und wir nehmen uns vor, auch eine langfristige Hilfe zu gewähren: zum Beispiel einen Beitrag an den Wiederaufbau des Sturmwarndienstes, an die Schaffung von flutsicheren Plätzen auf den Inseln und Randgebieten, vielleicht auch an den Ausbau von Dämmen und Deichen.

Am Montag findet im Bundeshaus eine Pressekonferenz statt. Es ist vielleicht das zwanzigste Mal, dass wir der Presse Rede und Antwort stehen. Dann kommen wieder die Kontakte: Pakistanische Botschaft, Eidgenössisches Politisches Departement, befreundete Hilfsorganisationen wie Caritas, HEKS, Arbeiterhilfswerk, *Enfant du monde*. Dann schreibe ich diesen Bericht.

Daneben versuchen wir, unsere normalen Arbeiten wieder aufzuholen. Und die Hilfsaktion Ostpakistan pulsiert unablässig weiter neben uns.

Die Telexmeldungen von der Depeschenagentur auf meinem Pult besagen: Taifun in den Philippinen, 230 000 Obdachlose. Orkan in den nördlichen Provinzen von Südvietnam, Zehntausende von Toten. 80 000 Tote in Madras: Ueberschwemmungen, Katastrophe in Kolumbien.

Das Leben geht weiter.

Im ersten Teil unseres Beitrages gingen wir aus von der Vaterkrise der Gegenwart, der Verdunkelung des Vaterbildes, der Entwertung des Vaterwortes. Wir versuchten darzustellen, welche grosse Bedeutung dem Vater, seinem Vorbild und seinem richtunggebenden Wort in den zwei berühmtesten Lebensgeschichten vergangener Jahrhunderte zukommt, in den Autobiographien Thomas und Felix Platters und in derjenigen des Nabis Ueli, des armen Mannes vom Toggenburg. Heute setzen wir die Reihe fort ins achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert hinein, um dann in einem dritten und letzten Teil noch einige literarische Werke der Gegenwart zu beleuchten. Dass dabei nicht nur die positiven, sondern gelegentlich auch die negativen Auswirkungen des Vaterbildes zur Sprache kommen, wurde angedeutet.

Ein Mensch, dessen Kindheit durch das Vaterbild geradezu belastet und verdunkelt wurde, ist Heinrich Jung, genannt Stilling, der von 1740 bis 1817 lebte. Stilling weist auf die gefährliche väterliche Autorität hin, die dem Sohn zum Verhängnis wird. Er wuchs im Kreise einer pietistischen Sekte auf, war zuerst Kohlenbrenner, dann Schneidergeselle und Dorflehrer. Durch eisernen Fleiss erwarb er sich so viel Bildung, dass er in Strassburg Medizin studieren konnte. Dort lernte er Goethe kennen, der sich mit Wohlwollen des schüchternen und ungewandten Medizinstudenten annahm, dessen gemütvoll geschriebene Lebensschilderung überarbeitete und 1777 im Druck herausgab. Später erlangte Stilling durch seine aufsehenerregenden Staroperationen einen bedeutenden Ruf. Von seinem Vater schreibt er:

«Eines gehört noch hinzu. Wilhelm (es ist dies der Name des Vaters) war sehr scharf; die mindeste Uebertretung seiner Befehle bestrafte er aufs schärfste mit der Rute. Daher kam zu obigen Grundlagen eine gewisse Schüchternheit in des jungen Stillings Seele, und aus Furcht vor den Züchtigungen suchte er seine Fehler zu verhehlen und zu verdecken, so dass er sich nach und nach zum Lügen verleiten liess, eine Neigung, die ihm zu überwinden bis in sein zwanzigstes Jahr viel Mühe gemacht hat. Wilhelms Absicht war, seinen Sohn beugsam und gehorsam zu erziehen, um ihn zur Haltung göttlicher und menschlicher Gesetze fähig zu machen, und seine gewissenhafte Strenge deuchte ihn der nächste Weg zum Ziele. Er konnte gar nicht begreifen, woher es käme, dass seine Seligkeit, die er an den schönen Eigenschaften seines Jungen genoss, durch das Laster der Lüge, bei dem er ihn oft ertappte, so hässlich versalzen würde; allein er richtete dadurch weiter nichts aus, als dass Heinrich alle erdenklichen Kunstgriffe an-

wendete, seine Lügen wahrscheinlicher zu machen, und so wurde denn der gute Wilhelm doch betrogen. Sobald der Knabe merkte, dass es ihm gelang, freute er sich und dankte noch wohl Gott, dass er ein Mittel gefunden, einem Strafgericht zu entgehen. Doch muss ich auch dieses zu seiner Ehrenrettung sagen: Er log nicht, als nur dann, wenn er Schläge damit abwenden konnte.»

Auch hier hat des Vaters seltene Vertraulichkeit viel bessere Kräfte in dem mutterlos aufgewachsenen Kinde geweckt als seine masslose Strenge. Nach einer freundlichen Aussprache bekennt der Sohn:

«Heinrich empfand Wonne über seines Vaters Vertraulichkeit; seine Seele wurde unendlich erweitert. Er fühlte eine so sanfte, unbezwingbare Freiheit, dergleichen sich nicht vorstellen lässt; mit einem Wort, er empfand jetzt zum erstenmal, dass er ein Mensch war. Er sah seinen Vater an und sagte: Ich will alles tun, was Ihr haben wollt.»

Empfinden, dass er ein Mensch ist! Dieses Bedürfnis steckt wohl in jedem jungen Menschen. Es war das Geheimnis von Pestalozzis Erziehungskunst, dass er dieses Sehnen in den ihm anvertrauten Kindern zu befriedigen suchte, es ist Geheimnis und Aufgabe jedes guten Erziehers, die Menschlichkeit in seinem Schützling zu wecken, ihn aufzurufen — nach dem Wort Pindars, zu werden, der er ist. Diese wahrhaft vorbildliche Haltung wirkt zurück auf den Erzieher. Jung Stilling berichtet:

«Von dieser Zeit an schien Wilhelm ganz verändert; sein Herz war wieder geöffnet worden, und seine frommen Gesinnungen hinderten ihn nicht, unter die Leute zu gehen. Alle Menschen, auch die wildesten, empfanden Ehrfurcht in seiner Gegenwart; denn sein ganzer Mensch hatte in der Einsamkeit einen unwiderstehlichen, sanften Ernst angenommen, aus dem eine reine, einfältige Seele hervorblickte. Oefters nahm er auch seinen Sohn mit, zu dem er eine ganz neue, warme Liebe spürte.»

Erziehung beruht immer auf Wechselwirkung. Wir arbeiten an den Kindern, sie arbeiten an uns. Die Liebe, die wir geben, strahlt auf uns zurück und bereichert unser Leben. Ein Zeitgenosse Jung Stillings ist Karl Philipp Moritz (1757—1793). Auch er verfasste eine Lebensgeschichte, auch er war einer von denen, die von Goethe Wohlwollen und Förderung erfuhren. Goethe lernte ihn auf der zweiten italienischen Reise in Rom kennen und war dem damals Leidenden «während vierzig Tagen Wärter, Beichtvater und Vertrauter, Finanzmann und Sekretär». Moritz hat im «Anton Reiser» seiner herzerfrischenden Lebensgeschichte,

gezeigt, wie sein Leben durch eine unglückliche Kindheit einen verkehrten Verlauf nahm. Er wird später Professor der Altertumskunde in Berlin, bleibt aber ein Mensch voller Gegensätze, mit Schwächen und Schrullen. Aehnlich wie der arme Mann von Toggenburg beobachtet er sein inneres Leben, zergliedert die verwirrten Elemente seines Charakters, ohne zur inneren Einheit, zur Reife zu gelangen. Vielleicht passt auf ihn das Wort von der verscherzten Kindheit unseres C. F. Meyer:

«Verscherzte Jugend ist ein Schmerz  
Und einer ew'gen Sehnsucht Hort,  
Nach seinem Lenze sucht das Herz  
In einem fort, in einem fort.»

Doch hören wir ihn selber: «Die ersten Töne, die Anton Reisers Ohr vernahm und sein aufdämmernder Verstand begriff, waren wechselseitige Flüche und Verwünschungen des unauflöslich geknüpften Ehebandes.

Obgleich er Vater und Mutter hatte, so war er doch in seiner frühesten Jugend schon von Vater und Mutter verlassen; denn er wusste nicht, an wen er sich anschliessen, an wen er sich halten sollte, da sich beide hassten und ihm doch einer so nahe wie der andere war. In seiner frühesten Jugend hat er nie die Liebkosungen zärtlicher Eltern geschmeckt, nie nach einer kleinen Mühe ihr belohnendes Lächeln.

Wenn er in das Haus seiner Eltern trat, so trat er in ein Haus der Unzufriedenheit, des Zorns, der Tränen und der Klagen.

Diese ersten Eindrücke sind nie in seinem Leben aus seiner Seele verwischt worden und haben sie oft zu einem Sammelplatz schwarzer Gedanken gemacht, die er durch keine Philosophie verdrängen konnte.

Antons Herz zerfloss in Wehmut, wenn er einem von seinen Eltern Unrecht geben sollte, und doch schien es ihm sehr oft, als wenn sein Vater, den er bloss fürchtete, mehr Recht habe als seine Mutter, die er liebte. So schwankte seine Seele beständig zwischen Hass und Liebe, zwischen Furcht und Zutrauen zu seinen Eltern hin und her.»

Hier ist kein Vater, der in seltener Stunde den Jungen spüren lässt, dass er ein Mensch ist. Das Gefühl der Verachtung, die er von seinen Eltern erlitten, und die Scham wegen seiner armseligen schmutzigen Kleidung hielten ihn davor zurück, in der Kameradschaft zu finden, was ihm das Elternhaus versagte.

«Woher mochte wohl dies sehnliche Verlangen nach einer liebevollen Behandlung bei ihm entstehen, da er doch der-

selben nie gewohnt gewesen war und also kaum einige Begriffe davon haben konnte?

Am Ende war dieses Gefühl bei ihm abgestumpft: es war ihm beinahe, als müsse er beständig gescholten sein, und ein freundlicher Blick, den er einmal erhielt, war ihm ganz etwas Sonderbares, das nicht recht zu seinen übrigen Vorstellungen passen wollte.»

Das sehnliche Verlangen nach liebevoller Behandlung ist tief in der Kinderseele verankert, im achtzehnten Jahrhundert ebenso wie heute.

Immerhin ist es der Vater, der den Buben in die Kunst des Lesens einführt und ihm damit eine neue Welt eröffnet: «Seine Begierde, zu lesen, war nun unersättlich. Durch das Lesen war ihm nun auf einmal eine neue Welt eröffnet, in deren Genuss er sich für all das Unangenehme in seiner wirklichen Welt einigermaßen entschädigen konnte.»

Eines schweren Fussleidens wegen «nahm ihn sein Vater eines Tages mit nach dem Gesundbrunnen in Pyrmont, und so machte er mit ihm die erste Reise, und während derselben war dieser auch etwas gütiger gegen ihn und gab sich mehr mit ihm ab als zu Hause».

«Im ganzen aber war es ein führerloses, liebearmes Dasein, das zu schweren Fehlentwicklungen führte. Er ward aus einer Art Missmut und Verzweiflung, was man einen bösen Buben nennen kann. Er zog sich mutwilligerweise in der Schule Schläge zu und hielt sie alsdann mit Trotz und Standhaftigkeit aus, ohne eine Miene zu verziehen, und dies machte ihm dazu ein Vergnügen, das ihm noch lange in der Erinnerung angenehm war. Er schlug und balgte sich mit Strassenbuben, versäumte die Lehrstunden in der Schule und quälte einen Hund, den seine Eltern hatten, wie und wo er nur konnte. In der Kirche, wo er sonst ein Muster der Andacht gewesen war, plauderte er den ganzen Gottesdienst über.

Oft fiel ihm ein, dass er auf einem bösen Weg begriffen sei, und er erinnerte sich mit Wehmut an seine vormaligen Bestrebungen, ein frommer Mensch zu werden; allein, so oft er im Begriff war, umzukehren, schlug eine gewisse Verachtung seiner selbst und ein nagender Missmut seine besten Vorsätze nieder und machte, dass er sich wieder in allerlei wilden Zerstreungen zu vergessen suchte.»

Man würde heute von innerer Verwahrlosung sprechen, die aus einem Mangel an Bindungsfähigkeit kommt. Weil das Kind das Gefühl der Geborgenheit und Liebe in der Familie nicht erleben durfte, lernte es nicht lieben, nicht Gemeinschaft finden, nicht ja sagen zu sich, zu den Menschen, zum Leben. Hier sind, wie heute erwiesen ist, die Wurzeln der Jugendkriminalität. So schlimm erging es

dem Anton Reiser, dem Philipp Moritz — beide sind ja identisch — nicht. Dank seiner Intelligenz, seiner Liebe zu den geistigen Dingen, dank einer ungewöhnlichen Phantasie ist er zu Amt und Würde gelangt, ohne aber seine verfehlte Kindheit je ganz bewältigt zu haben.

Was Anton Reiser gefehlt, woran er zeitlebens gelitten hat, ein väterliches Leit- und Vorbild, das wurde einem Zeitgenossen, der uns ebenfalls eine Lebensgeschichte geschenkt hat, in hohem Masse zuteil. Der Verfasser des zu den klassischen Werken unserer Literatur gehörenden Buches «Die Lebenserinnerungen eines alten Mannes» ist der 1800 geborene Wilhelm von Kügelgen. Sein Vater war, wie er sich ausdrückt, ein Ideal an Kraft und Würde. Wenn in den meisten der skizzierten Lebensgeschichten der Einfluss der Mutter in auffallender Weise hinter den des Vaters zurücktritt, so stellt Kügelgen in sympathischer Weise seine Eltern und deren erzieherische Einflüsse nebeneinander.

«Mein Vater war das gerade Gegenteil von seiner Frau, schon nach der äusseren Erscheinung. Zwar waren sie beide, was man schöne Leute nennt; aber wie die Mutter durchweg den Norden repräsentierte, so er den Süden, denn er war brünett mit schwarzem Haar, mit feurigen, sehr dunkelbraunen Augen, und sein schmales geistvolles Gesicht erinnerte an Spanien.

Der innere Unterschied war dem entsprechend. Die liebe Mutter, zwar unausgesetzt tätig und mit einem Herzen voll warmer Menschenliebe, war dennoch eine vorwiegend kontemplative und kritische Natur, überall ihr Richtmass anlegend, an sich selbst, an andere und vorzugsweise an ihre Kinder. Der durchweg produktive und wenig wählerische Vater konnte dagegen über eigenem Schaffen die Schattenseiten an Menschen und Dingen leichter übersehen und war in der Regel mit jedermann zufrieden, der ihm nicht gerade auf die Füsse trat. So übersah er denn auch meist die Sünden seiner kleinen Kinder und zeigte wenig Neigung, die Abnormitäten unseres Verhaltens ernstlich nach Grund und Folgen zu beachten. Zwar wenn er sich belästigt fühlte, fuhr er wohl einmal dazwischen, doch weniger, um uns zu fordern, als sich selber Ruhe zu verschaffen. Im allgemeinen schien er unsere Ausschreitungen mehr von der lächerlichen Seite aufzufassen, und es mag seinem harmlosen, für das Komische äusserst empfänglichen Sinn oft bitterböse angekommen sein, bloss aus Gefälligkeit gegen meine Mutter jenes bekümmerte Gesicht zu erzwingen, dessen ich oben gedacht habe. Indessen hatten wir Kinder doch einen heiligen Respekt vor ihm, hüteten uns, ihn zu erzürnen und gehorchten ihm aufs Wort. Es war eben ein anderes Genre von Edukation.»

Vom Vater sagt er:

«Mein Vater war als Künstler hochbegabt, und sein eiserner, durch nichts, selbst nicht durch Krankheit unterbrochener Fleiss, hatte ihm schon bei jungen Jahren zu einem hohen Grade öffentlicher Anerkennung verholfen. Dazu war er ein Mann von seltener Herzensgüte und von so überaus einnehmendem Wesen, dass ihm trotz seines leicht aufflammenden Temperaments, überall wo er sich zeigte, die Freunde und Verehrer wie Tau aus der Morgenröte geboren wurden. Den Kurfürsten etwa ausgenommen, erschien mir daher mein Vater als der vornehmste und verehrungswürdigste Mann in der sächsischen Residenz, und wenn's ihm einfiel, sich mit mir abzugeben, fühlte ich mich hoch erhoben.»

Kügelgen brauchte sich nicht in eine ungesunde Phantasiewelt hineinzuträumen, im Atelier seines Vaters, eines damals bekannten Kunstmalers, wurden seine Bubenwünsche erfüllt. «So war ich denn sehr glücklich, wenn ich ihm ausnahmsweise, zum Beispiel an meinem Geburtstage, im Atelier Gesellschaft leisten durfte. Da gab es so viel Herrlichkeiten, Statuen, Bilder, Kupferstiche, alte Knochen, Gliederpuppen, sonderbare Geräte und Stellagen. Ich sah dann der Arbeit zu und durfte fragen, was ich wollte.»

In diesem Fragen-Dürfen und Antwort-Bekommen liegt doch ein Hauptreiz der Beziehungen zwischen Vater und Kind.

«Da kam mir einst ein sehr natürlicher Gedanke, den freilich, eben wie das folgende Gespräch, mehr das Gedächtnis meines Vaters, als das meinige bewahrt hat. Ich fragte nämlich, woher man denn wisse, dass Gott die Welt erschaffen habe.

Ob ich denn glaube, erwiderte mein Vater, dass das Bild, an dem er male, ebenso gut auch von sich selbst entstehen könne?

«Nein» — sagte ich — «du musst es malen.»

«Nun denn, wenn ein so kleines Ding nicht ohne Meister sein kann, wie sollte da die ganze grosse Welt von selbst entstanden sein?»

Ich wandte ein, ob sie nicht jemand anderes gemacht haben könne? Aber der Vater sagte, der Meister sei allzeit grösser als sein Werk; wer aber grösser als die ganze Welt wäre, könne niemand anderes als der liebe Gott sein.

«Wer aber» — fragte ich weiter — «wer hat denn eigentlich den lieben Gott gemacht?»

Da antwortete der Vater, der sei von Ewigkeit, ohne Anfang und ohne Ende, wandte sich herum und malte weiter. Diese Worte imponierten mir. Ohne Anfang, ohne Ende! Wie im Leben Jung Stillings und Anton Reisers spielt

auch im Leben von Kügelgen Goethe eine wichtige Rolle, weil sein Vater ihn über alles schätzte.

«Solange ich denken konnte, hatte der Name Goethe in den Freundeskreisen unseres Hauses einen mehr als königlichen Klang gehabt . . . Goethe war der einzige deutsche Dichter, an welchem mein Vater Geschmack fand, weil er der einzige sei, der deutsch schreibe, sagte er, und soweit ging er in der Wertschätzung seines Lieblings, dass er den Goetheschen Faust, gleich an die Bibel reihend, für das zweitbeste Buch der Welt erklärte. — Ich hatte nichts von ihm gelesen, und doch erschien er mir auf die Autorität des Vaters hin wie eine Sonne, vor deren Glanz jedwedes andere Gestirn erleichen müsse.»

Auf die Autorität des Vaters hin! Ist es nicht ein wichtiger Zug im Vaterbild, dass er nicht nur Autorität ausgibt, sondern auch zu einer höheren Autorität aufschaut, dass er Bewunderung, ja Ehrfurcht empfinden kann für etwas, das über ihm ist? Für das heranwachsende Kind ist es sicher von zentraler Bedeutung, dass der Vater über sich selbst hinausweist; Vaterworte, die der Verehrung eines Wesens galten, das über ihm steht, prägen sich der Kinderseele unauslöschlich ein.

*Schluss folgt*